

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: - (1927)
Heft: 10

Artikel: Die Frau, die davon ritt
Autor: Lawrence, D.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Frau, die davon ritt

Von *D. H. Lawrence.*

Deutsch von Else Jaffe-Richthofen

Sie hatte geglaubt, grade diese Ehe sei ein Abenteuer. Nicht daß der Mann selbst ihr so besonders wunderbar vorgekommen wäre. Ein kleiner, sehniger, vertrockneter Kerl, zwanzig Jahre älter als sie, mit braunen Augen und ergrauendem Haar, der – ein winziger Abenteurer – vor Jahren als kleiner Junge nach Amerika gekommen war; von den Goldminen des Westens war er nach Mexiko hinunter gestoßen worden. Nun war er mehr oder weniger reich, da ihm Silberminen in der Wildnis der Sierra Madre gehörten: offenkundig lag das Abenteuer mehr in seinen Verhältnissen als in seiner Person. Aber noch war er ein kleines Dynamo an Energie trotz überlebter Unfälle, und was er erreicht, hatte er allein erreicht. Eines jener nicht weiter zu erklärenden menschlichen Originale.

Als sie wirklich *sah*, was er zu Stande gebracht hatte, erbebt ihr Herz. Große, grünbewachsene, gleichförmige Berge und inmitten der leblosen Einsamkeit die spitzen, rötlichen Haufen getrockneten Schlammes aus dem Silberwerk. Unter der Nacktheit der Werkanlage das ummauerte, einstöckige Lehmhaus mit dem nach innen gelegenen Garten und der tiefen Innenveranda, tropische Kletterpflanzen an den Seiten. Und schaute man aus diesem umschlossenen, blumenbewachsenen Patio hinauf, so war da der mächtige rötliche Kegel, der Abraum des Silberschlammes und die Maschinerie des Förderwerkes gegen den Himmel über einem. Sonst nichts. ✓

Gewiß, die großen Holztüren waren oft offen. Und dann konnte sie draußen stehen, in der weiten freien Welt. Und große, leere, baumbestandene Berge sehen, wie sie sich hintereinander türmten, vom Nirgendwo ins Nirgendwo. Im Herbst waren sie grün. Sonst rötlich, knochendürr und entrückt.

Ihr Gatte nahm sie in seinem zerstoßenen Fordwagen mit in die tote, dreimal tote, zwischen den Bergen vergessene, kleine spanische Stadt. Die große, sonnendürre tote Kirche, die toten Portale, der hoffnungslose, gedeckte Markt, wo sie bei ihrem ersten Besuch zwischen Fleischständen und Gemüseaufbau einen toten Hund liegen sah, als

sei er da für immer hingestreckt, da sich keiner die Mühe gab, ihn wegzuschaffen. Tod im Tod.

Jedermann sprach gelangweilt von Silber und zeigte Erzstücke. Aber nach Silber war keine Nachfrage. Der große Krieg kam und ging. Der Silbermarkt war tot. Die Minen ihres Mannes lagen still. Aber er und sie lebten weiter in dem Lehmhaus unter dem Werk, zwischen den Blumen, die ihr nie sehr blumig vorgekommen waren.

Sie hatte zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Und ihr Ältester, der Knabe, war fast zehn Jahre alt, ehe sie aus ihrer unterworfen staunenden Betäubung erwachte. Sie war jetzt dreiunddreißig, eine große, blauäugige, verschlafene Frau, die anfang, dick zu werden. Ihr kleiner, sehniger, verkumpelter, braunäugiger Mann war dreiundfünfzig, zäh wie Draht, unnachgiebig wie Draht, noch voller Energie aber durch die Flaute auf dem Silbermarkt und eine unfaßbare seltsame Unzugänglichkeit seiner Frau überschattet.

Er war ein Mann von Grundsätzen und ein guter Ehemann. In einem gewissen Sinn betete er sie an. Aber dem Wesen nach war er noch Junggeselle. Als kleiner Junggeselle war er mit zehn Jahren der Welt hingeworfen worden. Als er heiratete, war er über vierzig und reich genug dazu. Aber sein Kapital war das eines Junggesellen. Er war Leiter seiner eigenen Werke, und die Ehe war die letzte und intimste Konstruktion seines Werkes.

Er bewunderte seine Frau bis zum Äußersten, ihren Körper, alles an ihr. Und immer blieb sie für ihn das blendende kalifornische Mädchen von der Berkeley Universität, als das er sie zuerst gekannt hatte. Wie irgendein Scheik hielt er sie in jenen Bergen von Chihuahua bewacht. Er war so eifersüchtig auf sie wie auf seine Silberminen: und das will viel sagen.

Mit dreiunddreißig war sie wirklich noch in allem bis auf das Körperliche das Mädchen von Berkeley. Ihre bewußte Entwicklung hatte rätselhaft mit der Ehe aufgehört, vollständig inne gehalten. Ihr Gatte war ihr nie zu einer Realität geworden, weder geistig noch körperlich. Trotz seiner späten Leidenschaft für sie bedeutete er ihr physisch nichts. Nur moralisch beherrschte er sie, duckte er sie, hielt er sie in unbezwinglicher Sklaverei.

So vergingen die Jahre in dem Lehmhaus um den sonnigen Hof mit dem Silberwerk darüber. Ihr Gatte war nie untätig. Als das Silber zum Stoppen kam, betrieb er weiter unten, einige zwanzig Meilen entfernt eine Ranch und zog Rasseeber, prachtvolle Geschöpfe. Zugleich

haßte er Schweine. Er war ein zimperlicher, verwirrter Idealist und haßte in Wirklichkeit die physische Seite des Lebens. Arbeit, Arbeit, Arbeit liebte er und Schaffen. Seine Ehe, seine Kinder, waren Dinge, die er schuf, Teile seines Geschäftes, diesmal aber mit einem sentimentalischen Ertrag. Allmählich gerieten ihre Nerven in Unordnung: sie mußte hinaus. Sie mußte hinaus. So brachte er sie für drei Monate nach El Paso. Wenigstens die Vereinigten Staaten.

Aber er hielt sie in seinem Bann. Die drei Monate waren zu Ende: und da war sie wieder, dieselbe, in ihrem Adobehaus zwischen diesen ewigen, grünen oder rötlichbraunen Bergen, die so leer waren wie nur das Unentdeckte leer sein kann. Sie lehrte ihre Kinder, sie überwachte ihre Dienstboten, die mexikanischen Boys. Und manchmal brachte ihr Mann Gäste, Spanier oder Mexikaner oder gelegentliche weiße Besucher.

Eigentlich machte es ihn glücklich, weiße Männer da zu haben. Und doch hatte er dann keinen Augenblick Ruhe. Es war, als sei seine Frau eine besondere, geheimnisvolle Erzader in seinen Minen, die keinem außer ihm bekannt sein dürfe. Und sie war von den jungen Herren, Bergingenieuren, die zeitweise seine Gäste waren, bezaubert.

Auch ihn bezauberte ein wirklicher Herr, ein Gentleman. Aber er war ein altmodischer Junggeselle mit einer Frau und wenn ein Gentleman auf seine Frau sah, hatte er das Gefühl als würde seine Mine ausgeraubt, ihre Geheimnisse ausspioniert.

Es war einer dieser jungen Herren, der ihr den Gedanken in den Kopf setzte. Sie standen vor den großen Holztüren des Patio und sahen sich die Welt draußen an. Die ewigen, regungslosen Hügel draußen waren ganz grün, es war September nach dem Regen. Keine Spur von irgend etwas, außer der verlassenen Mine, den verlassenen Werken und ein Haufen halb zerfallener Wohnungen der Minenarbeiter.

«Mich wundert,» sagte der junge Mann, «was dort hinter den großen leeren Bergen ist.»

«Noch mehr Berge», antwortete Ledermann. «Dort drüben, Sonora und die Küste. Auf dieser Seite ist die Wüste – von daher sind Sie gekommen – und auf der anderen Seite Hügel und Berge.»

«Ja, aber was *lebt* in diesen Hügeln und Bergen? Sicher gibt es da Wunderbares. Es sieht so unirdisch aus als sei man auf dem Mond!»

«Wild gibts genug, wenn Sie Lust zum Schießen haben. Und Indianer, wenn Sie die wunderbar nennen.»

«Wilde?»

«Wild genug sind sie.»

« Aber gutartig? »

« Je nach dem. Einige sind ganz wild und lassen sich niemand nahekommen. Einen Missionar töten sie, sobald sie ihn erblicken. Und wo ein Missionar nicht hinkommt, kommt kein anderer hin. »

« Aber was sagt die Regierung? »

« Sie sind so weit weg von allem, die Regierung läßt sie in Ruhe. Und schlau sind sie. Wenn sie denken, daß was kommt, schicken sie eine Abordnung nach Chihuahua und erklären feierlich ihre Unterwürfigkeit. Und die Regierung läßt es gern dabei bewenden. »

« Und leben sie ganz wild, mit ihren wilden Gebräuchen und ihrem Kult? »

« Ja gewiß. Sie benutzen nur Pfeile und Bogen. Ich habe sie in der Stadt gesehen, auf dem Platze, in ihren komischen Hüten, ringsherum Blumen, Bogen in der Hand und ganz nackt, bis auf eine Art Hemd – selbst bei kaltem Wetter – so laufen sie herum mit ihren bloßen Wilden-Beinen. »

« Aber glauben Sie nicht, daß es wunderbar sein muß, da oben in ihren geheimnisvollen Dörfern? »

« Nein. Was soll da groß wunderbar sein? Wilde sind Wilde und alle benehmen sich ungefähr gleich: ziemlich jämmerlich und schmutzig, unhygienisch, mit ein paar schlaun Tricks und plagen sich, satt essen zu kriegen. »

« Aber sicher haben sie uralte Kulte und Mysterien – wunderbar, ganz gewiß! »

« Ich weiß nichts von Mysterien – Geheil und heidnische Gebräuche, noch dazu mehr oder weniger unanständig. Nein, an dem Zeug finde ich nichts wunderbares. Und mich erstaunt, daß sie es tun, wo Sie doch in London und Paris und New York gelebt haben – »

« Ach, jeder lebt in London oder Paris oder New York », sagte der junge Mann, als sei das ein Argument.

Und seine absonderliche, unbestimmte Begeisterung für unbekanntes Indianer fand ein volles Echo im Herzen der Frau. Eine törichte Romanik überkam sie, unwirklicher als die eines jungen Mädchens. Sie fühlte, es sei ihr Schicksal zu den versteckten Zufluchtsorten dieser zeitlosen, geheimnisvollen, wunderbaren Indianer der Berge zu wandern.

Sie bewahrte ihr Geheimnis. Der junge Mann wollte abreisen und ihr Mann begleitete ihn in Geschäften hinunter nach Torreón. Ein paar Tage blieb er fort. Aber vor der Abreise veranlaßte sie Gespräche über die Indianer; über die wandernden Stämme, die nach Art der Navajo

noch frei umherziehen; und die Yaquis von Sonora, und die einzelnen Gruppen in den verschiedenen Tälern des Staates Chihuahua.

Ein Stamm, die Chilchuis, sollte in einem hochgelegenen Tal südwärts wohnen, der allen Indianern heilige Stamm. Nachkommen von Montezuma und den alten Azteken oder Totonac-Königen lebten noch unter ihnen und die alten Priester hielten noch die uralte Religion wach und brachten Menschenopfer dar – so hieß es. Einige Forscher waren im Gebiet der Chilchui gewesen und von Hunger und bitteren Entbehrungen abgezehrt und erschöpft zurückgekommen; sie hatten allerhand merkwürdige, barbarische Kultgegenstände mitgebracht, aber nichts ungewöhnliches in dem verhungerten, rohen Wildendorf gesehen.

Obgleich Ledermann so obenhin sprach, fühlte er ersichtlich etwas von einer vulgären Erregung beim Gedanken an ursprüngliche und geheimnisvolle Wilde.

« Wie weit weg sind sie? » fragte sie.

« Oh – drei Tageritte, hinter Cuchitee und dem kleinen See, der da oben liegt. »

Ihr Gatte und der junge Mann reisten ab. Die Frau machte ihre ausgefallenen Pläne. Seit kurzem hatte sie, um die Eintönigkeit ihres Lebens zu unterbrechen, ihren Mann dazu gebracht, sie gelegentlich mit ihm ausreiten zu lassen. Niemals durfte sie allein reiten. Das Land war keineswegs sicher, unbotmäßig und roh. Aber sie hatte ihr eigenes Pferd und träumte davon, frei zu sein, wie als Mädchen in den Bergen von Kalifornien. Ihre jetzt neun Jahre alte Tochter war in einem winzigen Kloster in der fünf Meilen entfernten, kleinen, halbverlassenen spanischen Minenstadt.

« Manuel, » sagte die Frau dem Hausdiener, « ich will zum Kloster reiten, um Margarita ein paar Sachen zu bringen. Vielleicht bleibe ich über Nacht dort. Paß auf Freddy und sieh zu, daß alles in Ordnung ist, bis ich wieder da bin. »

« Soll ich auf des Herrn Pferd mitreiten, oder Juan? » fragte der Diener.

« Keiner. Ich reite allein. »

Der junge Mann schaute ihr vorwurfsvoll in die Augen. Ganz unmöglich, daß die Frau allein ausritt!

« Ich reite allein », wiederholte die große, gelassen wirkende, blonde Frau mit besonders hochmütigem Nachdruck. Und der Mann gab schweigend, unglücklich nach.

«Warum reitest du allein, Mutter?» fragte ihr Sohn, als sie Reiseproviant vorbereitete.

«Läßt man mich nie in Ruh? Nicht einen einzigen Augenblick?» schrie sie mit plötzlicher Energie. Und das Kind schreckte, wie der Diener, in Schweigen zurück.

Ohne Skrupel brach sie auf, rittlings auf ihrem kräftigen Rotschimmel, im Reitanzug von grober Leinwand, den Reitrock über die leinenen Hosen, eine rote Krawatte auf der weißen Bluse und auf dem Kopf einen schwarzen Filzhut. In den Satteltaschen hatte sie Speise, eine Feldflasche mit Wasser und eine große Eingeborenendecke hinten aufgebunden. Den Blick in die Ferne gerichtet, verließ sie ihr Haus. Manuel und der kleine Junge standen unter dem Tor, um ihr nachzuschauen. Sie wandte sich nicht einmal, ihnen Lebewohl zuzuwinken.

Aber als sie eine Meile geritten war, ließ sie die rauhe Straße und bog rechts in einen schmalen Pfad, der in ein anderes Tal führte über steile Stellen und an großen Bäumen und einer anderen, verlassenen Minensiedelung vorbei. Es war im September, das Wasser floß reichlich in dem kleinen Bach, der das verlassene Werk gespeist hatte. Sie sah Eingeborene oben am Abhang durch die Bäume kommen. Sie hatten sie gesehen und beobachteten sie genau. Auch sie merkte auf. Die drei Leute, zwei Frauen und ein Jüngling, machten einen großen Bogen, um ihr nicht zu nah zu kommen. Ihr war es gleich. Sie stieg wieder auf und trottete weiter, das schweigende Tal hinauf, über die Silberwerke hinaus, hinaus über jede Spur von Bergbau. Noch war da der rauhe Pfad, der über Felsen und loses Gestein in das andere Tal führte. Diesen Pfad war sie schon mit ihrem Mann geritten. Und weiter, das wußte sie, mußte sie sich nach Süden halten.

Merkwürdig, sie fürchtete sich nicht, obgleich die Gegend furchterweckend war: die schweigenden, bedrohlichen Berghänge, die gelegentlichen fernen, mißtrauisch ausweichenden Eingeborenen zwischen den Bäumen, die großen Aasvögel, die manchmal wie große Fliegen in der Ferne über irgendeinem Aas oder ein paar Hütten schwebten.

Mit dem Steigen schwanden die Bäume zusammen und der Pfad rann durch dorniges Gestrüpp, das von blauen Winden und ab und zu einem rosa Schlinggewächs überwuchert war. Dann schwanden die Blumen. Tannen kamen.

Sie war über dem Kamm; vor ihr wieder ein schweigendes, leeres, grün verhülltes Tal. Es war nach Mittag. Ihr Pferd wandte sich einem kleinen Wasserrinnsal zu, so stieg sie ab und hielt ihre Mahlzeit. Sie

saß schweigend und schaute auf das regungslose Tal ohne Leben und auf die scharfkantigen Berge, die südwärts zu Fels und Tannen aufstiegen. Sie ruhte zwei Stunden in der Mittagshitze, während das Pferd um sie herum graste.

Merkwürdig, daß ihr weder einsam noch angstvoll zu Mut war. Ja, die Einsamkeit war ihr wie ein Trunk kaltes Wasser für einen Durstigen. Und eine seltsame Erhobenheit gab ihr von innen her Kraft.

Sie reiste weiter und lagerte des Nachts in einem Tal neben einem Strom, tief zwischen Büschen. Sie hatte Vieh gesehen und mehrere Pfade gekreuzt. Eine Ranch mußte in der Nähe sein. Sie hörte das fremdartig klagende Schreien eines Puma und die Antworten der Hunde. Aber sie saß in einer versteckten Vertiefung bei ihrem kleinen Lagerfeuer und hatte nicht wirklich Angst. Immer hielt sie dieser seltsam in ihr aufkochende Übermut oben.

Vor Morgengrauen wurde es sehr kalt. Sie lag in ihrer Decke gewickelt, sah nach den Sternen, hörte ihr Pferd schnauben und fühlte sich wie eine Frau, die gestorben und hinüber ist. Es war ihr als habe sie in der Nacht im Mittelpunkte ihres Wesens ein großes Erdröhnen gehört, das Erdröhnen ihres eigenen Todes. Oder es war ein Erdröhnen im Innern der Erde gewesen und bedeutete Großes und Geheimnisvolles.

Mit dem ersten Lichtstrahl stand sie, starr vor Kälte, auf und machte ein Feuer. Sie aß hastig, gab ihrem Pferd etwas Ölkuchen und zog wieder weiter. Sie vermied jede Begegnung und da sie niemand traf, war es klar, daß auch sie gemieden wurde. Endlich kam das Dorf Cuchitee mit seinen schwarzen Häusern und den rötlichen Dächern in Sicht, ein finsterer, trübseliger kleiner Haufen unter einer weiteren schweigenden, lang verlassenen Mine. Und dahinter eine lange, große Berglehne, die sich licht und grün zu dem dunkleren, zerrissenen Grün der Tannen hob. Und hinter den Tannen, nackte Felsstrecken gegen den Himmel, Fels, der schon von weißen Schneestreifen zerschlitzt und gefleckt war. Hoch oben war Neuschnee gefallen.

Und nun, da sie ihrem Schicksal allmählich näher kam, wurde sie unsicher und mutlos. Sie war an dem kleinen See vorbeigekommen, dem kleinen See zwischen gelben Espen, deren weiße Stämme rund und verlockend waren, wie die weißen Arme einer Frau. Wie bezaubernd, dieser Platz! In Kalifornien wäre sie darüber in Entzücken geraten. Aber hier sah sie, daß er bezaubernd war, und es war ihr gleich. Sie war müde und von der Nacht im Freien erschöpft, und fürchtete

sich vor der nächsten. Sie wußte nicht, wohin sie wanderte oder wozu. Ihr Pferd trottete niedergeschlagen weiter, einen steinigen kleinen Pfad entlang, auf den ungeheuren, drohenden Berghang zu. Hätte sie noch etwas von eigenem Willen gehabt, so hätte sie zurückgewendet, nach dem Dorf, um in Schutz genommen und ihrem Mann zurückgebracht zu werden.

Aber das hatte sie nicht. Ihr Pferd platschte durch einen Bach und bog in ein Tal, unter riesigen, gilbenden Baumwollbäumen. Sie war wohl über neuntausend Fuß Meereshöhe und ihr Kopf vor Müdigkeit leer von der großen Höhe. Jenseits der Baumwollbäume konnte sie auf jeder Seite die steilen Berghänge sehen, die sie einschlossen; sie waren wie scharf gefiedert durch die überhängenden Espen und weiter oben von den sprossenden spitzen Fichten und Tannen. Plötzlich schreckte ihr Pferd zusammen, und drei Männer in dunkeln Decken standen auf dem Pfad vor ihr.

«Adios!» kam der Gruß, in der vollen, verhaltenen Indianerstimme.

«Adios!» antwortete ihre selbstsichere Amerikanerinnenstimme.

«Wohin reiten Sie?» kam auf Spanisch die ruhige Frage. Die Männer in den dunklen Sarapes waren näher gekommen und sahen zu ihr auf.

«Oh, – weiter!» antwortete sie kühl, in ihrem kalten Anglo-Spanisch.

Für sie waren das einfach Eingeborene: dunkelgesichtige, kräftig gebaute Männer in dunkeln Sarapes und Strohhüten. Sie wären wie die Männer, die für ihren Mann arbeiteten, gewesen, bis auf das – seltsam! – lange schwarze Haar, das ihnen auf die Schulter fiel. Sie bemerkte dieses lange schwarze Haar mit einem gewissen Mißbehagen. Das mußten die wilden Indianer sein, die sie sehen wollte.

«Woher kommen Sie?» fragte derselbe Mann. Immer derselbe sprach. Er war jung, mit raschen, großen, blanken schwarzen Augen, die schräg nach ihr schauten. Er hatte einen weichen schwarzen Schnurrbart im Gesicht und einen spärlichen Barttuff loser Haare am Kinn. Die langen schwarzen lebendigen Haare hingen ihm frei über die Schultern. So dunkel er war, sah er nicht aus, als habe er sich vor kurzem gewaschen. Seine beiden Gefährten waren ähnliche, nur ältere Männer, stark und schweigsam. Einer hatte eine dünne schwarze Schnurrbartlinie, aber keinen Bart. Der andere hatte glatte Wangen und die für den indianischen Bartwuchs charakteristischen spärlichen, die Kinnlinie mit einem Bart zeichnenden Haare.

«Ich komme von weit her», antwortete sie halb scherzhaft ausweichend.

Darauf Schweigen.

« Aber wo wohnen Sie! » fragte der junge Mann mit derselben Zähigkeit.

« Im Norden », antwortete sie von oben her.

Wieder Schweigen. Der junge Mann unterhielt sich leise auf Indianisch mit seinen beiden Gefährten. « Aber wohin wollen Sie da hinauf? » fragte er plötzlich, herausfordernd und gebieterisch, kurz den Pfad hinaufweisend.

« Zu den Chilchui-Indianern », antwortete die Frau kurz.

Der junge Mann sah sie an. Seine Augen waren rasch und schwarz und unmenschlich. Er sah, im Abendlicht, das leise, selbstsichere Lächeln auf ihrem vollen, ruhigen, frischfarbigen Gesicht, die müden bläulichen Schatten unter den großen blauen Augen; und in ihrem Blick, wie sie auf ihn niedersah, ein halb kindliches, halb anmaßendes Vertrauen in ihre weibliche Macht. Aber auch eine merkwürdige Entrücktheit.

« Usted es Senora? Sie sind eine Dame? » fragte der Indianer.

« Ja, ich bin eine Dame, » antwortete sie selbstzufrieden.

« Mit einer Familie? »

« Einen Mann und zwei Kinder, Knabe und Mädchen. »

Der Indianer wandte sich seinen Gefährten zu und übersetzte in die leise gurgelnde Sprache, wie verborgen fließendes Wasser. Offensichtlich kannten sie sich nicht aus.

« Wo ist Ihr Mann? » fragte der junge Mann.

« Wer weiß? » antwortete sie von oben herab. « Er ist in Geschäften für eine Woche verreist. »

Die schwarzen Augen beobachteten sie schlau. Und trotz ihrer Müdigkeit lächelte sie schwach im Stolz auf ihr Abenteuer und dem Sicherheitsgefühl ihres Weibtums und dem Zauber des Wahnes, der über sie gekommen war.

« Und was wollen Sie? » fragte sie der Indianer.

« Ich will die Chilchui-Indianer besuchen, ihre Häuser sehen und ihre Götter kennen lernen. »

Der junge Mann wandte sich und übersetzte rasch; fast betroffenes Schweigen folgte. Die ernsthaften älteren Männer schauten mit befremdlichen Blicken unter ihren geschmückten Hüten von der Seite auf sie. Und in tiefen Bruststimmen sagten sie dem jungen Mann etwas. Der zögerte noch – dann wandte er sich der Frau zu:

« Gut! » sagte er. « Gehen wir. Aber wir können vor morgen Abend nicht ankommen. Wir müssen heute Nacht kampieren. »

« Gut », antwortete sie. « Ich kann kampieren. »

Ohne weitere Umstände machten sie sich in gutem Tempo den steinigen Pfad entlang auf den Weg. Der junge Indianer rannte neben dem Kopf des Pferdes, die beiden andern dahinter. Einer von ihnen hatte einen dicken Stock genommen und gab ab und zu dem Pferd einen hallenden Schlag auf die Weichen, um es anzutreiben. Das Pferd tat einen Sprung, der sie gegen den Sattel schleuderte und sie, müde wie sie war, zornig machte.

« Lassen Sie das! » rief sie und sah wütend nach dem Burschen um. Sie traf seine schwarzen, großen, leuchtenden Augen und zum erstenmal erbebt ihre Seele wirklich. Diese Augen schienen ihr nicht menschlich, und sie sahen sie nicht als eine schöne weiße Frau. Er sah sie mit einem schwarzen, blitzenden, unmenschlichen Blick an und sah überhaupt keine Frau in ihr. Als ob sie eine merkwürdige, undeutbare Sache sei, ihm unverständlich, aber feindlich. Sie saß staunend im Sattel und hatte noch einmal das Gefühl des Gestorbenseins. Wieder schlug er ihr Pferd und sie stieß sich schmerzhaft am Sattel.

Der ganze Zorn der verwöhnten weißen Frau stieg in ihr auf. Sie hielt das Pferd an und wandte sich mit flammenden Augen dem Manne am Zügel zu.

« Sagen Sie diesem Kerl, er soll mein Pferd in Ruh lassen », schrie sie.

Sie traf die Augen des jungen Mannes und in ihrer blanken, schwarzen Unergründlichkeit sah sie leises Spottfunkeln, wie im Schlangenaugenauge. Er sprach in leisen Indianertönen zu seinem Gefährten; der Mann mit dem Stock hörte, ohne aufzublicken, zu. Dann, mit einem fremdartig leisen Schrei sich dem Pferd zuwendend, schlug er es wieder, so daß es ruckweise auf dem steinigen Pfad vorwärts sprang, Steine flogen und die müde Frau wurde im Sitz umhergeschleudert. Der Zorn flammte wie Irrsinn in ihren Augen, sie wurde weiß. Wild riß sie das Pferd zurück. Aber ehe sie wenden konnte, hatte der junge Indianer die Zügel am Hals des Pferdes gefaßt, zerrte sie vor und trottete, das Pferd führend, schnell weiter.

Die Frau war machtlos. Und in ihrem äußersten Zorn stieg ein leises Gefühl der Verzückung auf. Sie wußte, daß sie tot war.

Die Sonne sank, ein großes gelbes Licht überflutete die letzten Espen, flammte auf den Tannenstämmen, die Tannennadeln starrten in dunkelm Glanz, die Felsen erglühten unirdisch. Und durch diesen

Glanz trottete der Indianer, der ihr Pferd führte, unermüdlich weiter; seine dunkle Decke schwang, seine bloßen Beine glühten in seltsam durchscheinender Rötlichkeit in dem starken Licht und sein Strohhut mit dem halbabsurden Blumen- und Federschmuck glänzte auffallend über dem Strom von langen schwarzen Haaren. Ab und zu rief er dem Pferd leise zu und dann gab der andere Indianer hinten dem Tier einen Schlag mit dem Stock.

Das Wunderlicht wich von den Bergen, die Welt wurde dunkel, kalte Luft wehte herab. Am Himmel kämpfte ein halber Mond gegen die Glut im Westen. Mächtige Schatten sanken von den steilen felsigen Hängen. Wasser rauschte. Die Frau fühlte nur ihre Müdigkeit, ihre unaussprechliche Müdigkeit und den kalten Wind von den Höhen. Sie bemerkte nicht, wie das Mondlicht den Tag ersetzte. Es geschah, während sie von Müdigkeit bewußtlos, weiter zog. Ein paar Stunden wanderten sie im Mondlicht. Dann machten sie plötzlich Halt. Die Männer redeten einen Augenblick leise.

«Hier lagern wir», sagte der junge Indianer.

Sie wartete, daß er ihr herunter helfe. Er hielt nur das Pferd. Sie fiel fast vom Sattel, so müde war sie. Sie hatten einen Platz am Fuß der Felsen gewählt, die noch etwas Sonnenwärme ausstrahlten. Ein Mann hieb Tannenzweige, die der andere als Windschutz gegen den Fels errichtete; er häufte Balsamtannenzweige als Lager. Der dritte machte ein kleines Feuer, Tortillas zu backen. Sie arbeiteten schweigend. Die Frau trank Wasser. Essen wollte sie nicht – nur sich niederlegen.

«Wo schlafe ich?» fragte sie.

Der junge Mann deutete auf eine der Schutzwände; sie kroch unter und lag regungslos. Es war ihr gleich, was mit ihr geschah, sie war so müde und allem entrückt. Durch die Fichtenzweige konnte sie die drei Männer um das Feuer hocken sehen, wie sie die Tortillas kauten, die sie mit den Fingern aus der Asche zogen und aus einer Kürbisflasche Wasser tranken. Sie redeten, mit langem Schweigen dazwischen, in leise murmelnden Tönen. Ihr Sattel und die Satteltaschen lagen ungeöffnet, unberührt, nicht weit vom Feuer. Die Männer nahmen keinen Anteil an ihr und ihren Dingen. Da hockten sie, die Hüte auf dem Kopf und aßen, aßen mechanisch wie Tiere; der dunkle Sarape mit den Fransen fiel vorn und hinten zur Erde, die kräftigen Beine nackt, wie Tierbeine gebogen, so daß das schmutzige weiße Hemd und das Lendentuch, das die einzige andere Kleidung war, sichtbar

wurde. Und sie zeigten nicht mehr Interesse für sie als für ein Stück Wild, das sie von der Jagd gebracht und geschützt aufgehängt hätten.

Nach einer Weile löschten sie sorgfältig das Feuer und gingen unter ihr eigenes Schutzdach. Durch den Schirm von Zweigen beobachtend, durchbebte sie ein Augenblick Schreck und Angst, als die dunkeln Gestalten im Mondlicht vorübergingen. Würden sie jetzt über sie herfallen?

Aber nein – als ob sie vergessen wäre! Ihr Pferd war gefesselt; sie konnte es müde stampfen hören. Alles war Schweigen, Bergschweigen, kalt, tödlich. Sie schlief und wachte und schlief in halb bewußter Benommenheit von Kälte und Müdigkeit. Eine lange, lange, ewige Eisnacht, und sie wissend, daß sie tot war.

II.

Aber als sich etwas regte und Stahl und Feuerstein klang und die Gestalt eines Mannes, wie ein Hund über dem Knochen, über rotem Feuerknistern kroch, und sie wußte, der Morgen kam, schien ihr die Nacht allzu schnell vergangen. Als das Feuer im Gang war, trat sie vor; ein wirkliches Verlangen war ihr geblieben: Kaffee. Die Männer machten wieder Tortillas heiß.

« Können wir Kaffee kochen? » fragte sie.

Der junge Mann sah sie an und sie glaubte dasselbe leise Spottfunkeln in seinen Augen zu sehen. Er schüttelte den Kopf.

« Wir trinken keinen. Wir haben keine Zeit. »

Und die älteren Männer, die auf den Schenkeln hockten, sahen in dem schrecklichen, erlassenden Dämmer zu ihr auf und nicht einmal Spott war in ihren Augen, nur dieses starke, aber entrückte unmenschliche Glitzern, das ihr so schreckensvoll war. Sie waren unzugänglich. Sie konnten sie durchaus nicht als Frau sehen. Als sei sie gar keine Frau. Als ob etwa ihr Weißsein ihr ganzes Frau-sein von ihr nähme und sie eine Art riesige weiße weibliche Ameise sei. Nur so etwas sahen sie in ihr.

(Schluß folgt.)